

»Brich nur weiter das gelobte Brot!«

## Erste Dankesrede zur Verleihung des Christine Lavant-Preises

Ann Cotten

Als ich mich niedersetze, um diese Rede zu verfassen, die die Vorstellung von Christine Lavant als Dichterin und die Geste der Verleihung eines Preises an eine zeitgenössisch arbeitende Person mit Sinn ausfüllt, liegt hinter mir eine seltsam deprimierte Nacht, um nicht zu sagen eine ruhige Nacht in einer ganz ruhigen Verzweiflung, unter Freunden geteilt. Saltsam, weil ich mit freundlichen, klugen Kollegennnie ausschließlich sinnvolle, verständnisvolle, zugeneigte Gespräche über unsere jeweiligen Tätigkeiten führte, in gut abgesehenen, populären Lokalen, und wir uns doch in eine Art Rage der empfundenen Sackgassen oder Betonwände redeten. Überall, wo wir im Gespräch virtuell hinleuchteten, schien uns, oder schien mir – ich redete ungewöhnlich viel, wie ein deprimierter Wasserfall – dass hilflose Kritik parallel zu einer rücksichtslosen, gedankenlosen wirtschaftlichen und politischen Wirklichkeit stattfindet. Einer Wirklichkeit, die in einem so kunstfreundlichen Land wie Österreich auch einmal anhält, um die Kritik anzuhören, sie zu loben, und mit dem grausamen Schaden weiterzumachen. Jedre einzelne Akteurni etwas unsicher, doch dann bei Linien bleibend, die mit dem Bauch als sicher gefühlt werden – eine Täuschung, wir leben bloß schon so lange in toxischen, falschen Normalitäten, dass das Bauchgefühl oft falsch liegt. Und das ist natürlich verwirrend. Wir tasten nach kräftigen, klingenden Sätzen. Dass sie wirklich greifen, wagen wir, fürchte ich, nicht mal zu hoffen.

Es ist eigentlich so klar, was für große Wenden nötig sind, um ein Überleben des Planeten als Lebensraum für biologische Lebensformen wie der humanen zu erlauben. Es ist gut, dass sehr konkret über Technik gesprochen wird, Batterieleben, Seltene Erden und ihr Abbau, Stromnetzwerke, Solar- und Windstrom, bis hin zu Wasserstofflokomotiven. Es besteht aber die Gefahr, dass diese Mittel die Frage nach dem Zweck verdecken, und zwar vorallem die quantitative Frage. Gerade mit Christine Lavant, die ihre künstlerische Souveränität, gedankliche Stärke und auch ihre Eleganz in und aus der extremen Armut entwickelte, können wir über die ästhetischen Seiten des Wirtschaftsabbaus nachdenken,

und über das Design einer wirtschaftlich, und vom ökologischen Fußabdruck her, mikroskopischen Lebensform.

Es wird so getan, als würde man nicht begreifen, dass nicht alles immer weiter wachsen kann. Das begreift eigentlich jedes Kind, so darf man es aber keineswegs sagen, denn seit dem Wirtschaftswunder sind wir erzogen worden, zu glauben, dass Wirtschaft konterintuitiv funktioniert. Durch illusionäre Interfaces, die unserem Individualismus und unserer Gedankenlosigkeit als einer (falschen) Form von Subjektivität schmeicheln, schon längst mürbe, und bereit, für eine sprechende Türklingel Familie und Freunde zu verraten (schon mal die Einwilligung zur Verarbeitung der Social-Media-Daten gegeben?), fehlt uns das Selbstvertrauen für unsere ansatzweise vorhandene Skepsis. Hier kann eine großsprecherische minoritäre Form wie Dichtung oder Songwriting eine Schnittstelle zu den Herzen finden, eventuell. Bei uns ist aber die Gefahr, dass wir vielleicht zu schnell rühren und dann wieder als zu rührend abgetan werden. Oder wir sprechen zu technisch und rühren die Rührbaren nicht. Oder wir sprechen zu allgemein und werden von den Expertys für Quantenkugellager nicht ernstgenommen. Es gibt immer einen Grund, sich nicht mit Dichtung zu beschäftigen, es ist die unverbindlichste Art zu sprechen bzw. zu schreiben überhaupt, deswegen zieht sie mich doch, trotz meiner Hassliebe, immer wieder an.

Degrowth. Man muss nicht gleich, wie Lavant, krank werden, weil man für die Hochzeitssuppe die falschen Wurzeln aus dem Wald gesammelt hat. Aber Wissen ist ein Thema. Es wird, wenn über Menschheit, Humanismus und so weiter gesprochen wird, gern der pluralis majestatis benutzt, *wir* haben all das erfunden, den Stahl, das Glas, die Hochhäuser, die TV-Box. Aber wer von uns wäre in der Lage, am Küchenherd Eisen zu schmieden, auch nur eine Zahnbürste herzustellen? Müssen wir nicht, müssen wir nicht. Es gibt die Sprache, die sich mit der Arbeitsteilung entwickelt hat – halb, um sich in Freundschaft und Solidarität zu koordinieren, halb, um einander zu bescheißen. Aus diesen unverlässlichen Verhältnissen gebiert sich der Humanismus, ein Pathos, mit dem man bei Bedarf fuchteln kann. Als Sprachbenutzernnie haben wir gewissermaßen automatisch Teil am Bescheißen ebenso wie am Verständigen; an der Empathie und an deren Missbrauch. Im Licht dieser humanistischen Tradition kann man dankbar sein, wenn es gelingt, ineffektiv

zu sprechen, die Effekte zumindest abzumindern, indem so etwas wie das perfekte Grau erzeugt wird, eine nicht-reflektierende, nicht-resonierende Oberfläche.

Wer ineffektiv redet, also der, dessen Wort nicht gefürchtet und nicht geachtet wird, merkt es ja. Die Kulturindustrie und ihre formale, ökonomische Professionalisierung hat sie in eine Blase eingeschlossen, wie jedes andere Expertennetzwerk: Ein Stall von Lieferantennetzen von Wortmaterial sind wir jeweils, oder von Studien und Gutachten, wie eine Gärtnerei. Wir ziehen echte Blumen, Bäume, Ziergehölze usw., herzergreifend epische Gewächse, die hohe Levels an Wissen und Zuwendung brauchen – und damit werden, wenns hoch kommt, – die Hallen und Leben der Leute verhübscht, die auf ganz anderen Baustellen arbeiten, die als relevanter gelten, weil sie mit mehr Geld zu tun haben, und mit mehr Geld umgeben sind, weil sie für relevanter gehalten werden: eine zirkuläre Argumentation.

Schreiben verlangt wie Gärtnern (wovon ich nichts verstehe) sehr viel Weltwissen, aber verträgt auch etwas weniger Konstanz in der Zuwendung als ein Garten. Man kommt um scharfe Beobachtung der nicht-schriftlichen Umwelt nicht herum, um den Worten im Kopf die richtigen Lebensbedingungen zu schaffen. Je länger ich schreibe, desto klarer wird mir, dass wir um keinen Preis in dieses Modell der Professionalisierung hineintanzeln dürfen, in der wir als Kleinunternehmerinnen, Selbständige, Ich-AGs unsere Selbst als Wert oder Produkt repräsentieren, PR-Abteilung, Buchhaltung, Büro, Produktionsstätte, Managern, Arbeitern, Controllern und Reinigungskraft in einem, tretend nach unten gegen den mit Alter, Dummheit, Krankheit ständig drohenden Abgrund, schon deswegen immer gefällig, immer zu Diensten, immer vermittlungsbereit. Mit so einer Psychologie der Einzelkämpferin wären wir wie die Protagonistin von Kobo Abe's "Frau in den Dünen", diese Frau, deren Dorf in einer Düne versinkt, sodass sie sich wie jeder andere Haushalt im Dorf allmorgendlich freischaufeln muss, was den Sand ringsum umso höher aufhäuft. Der Ich-Erzähler versucht, die Dorfbewohnerin zu überreden, einfach fortzugehen, aber das kommt für sie irgendwie nicht infrage, stattdessen wendet sie allerhand Propaganda und psychologische Tricks an, um auch ihn zum Dableiben und Mithelfen zu bewegen. Als ich die Geschichte – in englischer Übersetzung – las, hat mich dessen Realismus frappiert. Von der Zusammenfassung und Aufmachung her hatte ich einen Surrealismus oder

Symbolismus erwartet. Doch es ging ganz konkret um den Umgang mit diesem Umweltproblem – der *in real life* derartig tiefenpsychologisch ergiebige Bilder aufwirft. Ratlos steht der Erzähler vor der Entscheidung, allein wegzugehen oder mitzuhelfen, die Situation weiter auszuhalten. Was den realistischen Impact der Geschichte letztlich ausmacht, ist die Anerkennung der komplexen und schwer beweglichen Geflechte von Verbindungen, die es Menschen plausibel erscheinen lässt, in unlogischen, widersinnigen Situationen immer weiter zu verharren. Widersinnig ist freilich ein gefährliches Wort, es klingt bald nach rationalistischer Besserwisserei. Zu einem gewissen Grad soll es das auch, denn das rationalistische Theater ist weiterhin ein Muß bei der Überzeugung der Mitmenschen. Das ist auch gut, sollen wir einander etwa ständig emotional manipulieren? Kritik speziell an der aristotelischen Manier, einem Rationalismustheater scholastischer Bauart, wo alles in Genealogien und Kategorien eingeordnet ist, heißt nicht, dass die Benutzung rationaler Denkmittel an sich etwas Schlechtes sei. Bei Sokrates und den Sophisten und Kynikern war dieses Spiel der Argumente eine Art, um vorgefasste Meinungen in Bewegung zu bringen. Es ist nicht die einzige Art. Welcher Stil von Rationalität auch immer angewandt wird, sie bleibt das Antidot zur Maßlosigkeit und Relationslosigkeit der emotionalen Appelle, die zwischenmenschlich und von der Werbeindustrie eingesetzt werden. Da möchte man eigentlich als Dichtern nicht einstimmen. Wenn auch die Mischung sinnlicher, sentimentaler und kognitiv-kombinatorischer Aspekte in der Dichtung kaum vermeidbar ist, kann man immerhin versuchen, mit Metaphern und genauer Bezeichnung Präzisionsarbeit zu leisten. Also schon rationalistische Besserwisserei – aber im Mikrobereich. Und emotionale Manipulation auch fein dosiert. Beispielsweise durch Reime und Metrik, durch Sachen, die gut klingen, dem Zeigen, dass sie gut klingen und deswegen... ein transparentes Maskenspiel. Man kennt sich nicht in jeder Sekunde fix aus, wird aber gewiegt. Durch regelmäßige Rhythmen vor allem wird eine infantile Leseszene hergestellt, in der man sich dem Text aussetzt wie einem Liebhaberni – oder seine Windeln nimmt und weggeht, wenn man die Schnauze voll hat. Das passiert oft und ist verständlich. Man kann aber auch ruhig gelegentlich auf ein kleines Geschaukel wiederkommen, in diesen Momenten fällt manchmal das eine oder ander im Hirn an den richtigen Platz.

Diese milde offene Geduld geht beim Anbieten von Gedichten, bei der Klimapolitik leider nicht. An Degrowth oder Wirtschaftsberuhigung führt kein Weg vorbei, die Frage ist nur, ob freiwillig und einigermaßen geordnet und selbstbestimmt, idealerweise elegant, oder eben unfreiwillig. Im zweiten Szenario arbeiten wir weiterhin, auch in der Kulturindustrie, der Kontinuität der Profitstrukturen zu, ihren kulturellen Belohnungssystemen, mit den entsprechenden Werten.

Dass Unternehmen sich eine Person wie Lavant aneignen, kann eigentlich nur nationalistisch verstanden werden: im internationalen Größenvergleich sind wir, wie Lavant, schwächliche Loser, wenn man es so betrachtet, aber wir haben etwas Besonderes. Wir sind dem Wahn nahe. Wir empfinden eine synästhetische Poesie in der Ordnung der Dinge und pflege die obsessiv. Das finde ich als Ösy selbst auch wirklich gut. Wir müssen halt schauen, dass wir nicht in einen lächerlichen Größenwahn verfallen und uns nicht einreden lassen, man müsse unsere Kleinheit und Niedlichkeit zum global erfolgreichen Business expandieren. Aber vieles geht tatsächlich leichter in einem kleineren Land. Doch Selbstverniedlichung verschweigt, wie auch die niedrigsten Käfer einander die Köpfe ausreißen können. Christine Lavant hat die Spannungen gespürt, die in einem Dorf daher kommen, dass man sich fast nicht verstecken kann, dass fast alle fast alles voneinander wissen. Ein Dauerstress, denkt man, als Städterni. Und bewundert den Mut, den Gleichmut, den gegenseitigen Respekt oder zumindest Toleranz, die am Land zu finden sind, in der Anerkennung, dass alles nicht so einfach ist, gerade, wenn alte und neue Strukturen nebeneinander existieren und ineinandergreifen, wenn immer wieder unklar ist, ob neue Ideen spinnerter Quatsch sind oder am Ende die Business-Idee des Jahres, oder beides zugleich.

Gibt das geschriebene Wort hier Stabilität? Oder bringt es durcheinander: dass Habitus und Intention, Selbstverständnis, Selbstbild und Erscheinung nach außen die Seh- und Urteilsgewohnheiten durchbrechen? Als Ausgeburt einer Generation, der es selbstverständlich schien, niemals über andere dem Aussehen nach zu urteilen, und die es trotzdem die ganze Zeit taten, merke ich doch, wie ich auch zulassen muss, dass sich meine Bilder auflösen, vielleicht ohne, dass sich neue formen.

Wer Freude hat, Freunde, Wissen, Umsicht, Skills, und vielleicht auch Eleganz, der nicht käuflichen Sorte – die einfach bedeutet, dass man irgendwas verstanden hat und nicht blind ohne Plan versucht irgendwas zu imitieren – braucht sich vor Armut nicht fürchten. Sie ist vielmehr die Bedingung für Eleganz, mit der bekanntlich auch der gute Geschmack der Adligen flirtet, von der auch jeder Reichtum abhängig ist, produziert Reichtum doch notwendig Armut, oder vice versa? Zur Vernunft der Armut muss aber die furiose Diva dazukommen, mit Monika Rinck modernisiert und problematisiert, das Fordern von Spezifischem, das nicht mit Geld oder Prestige aufgewogen werden können. Zeit also und verbindliche Unterhaltung. Forderung eines Grundstandards im Realismus oder Naturalismus einzufordern, der nicht grundlegende Fakten der Physik und Vernunft verweigert, wie so vieles der gegenwärtig verbreiteten Lebens- und Schreibarten. Angebote kommodifizierender Verhältnisse, Reduktionen müssen dazu verweigert werden, "beides wahrscheinlich ganz nett" geht nicht. Die Bedingungen der Heiterkeit ernst zu nehmen, verlangt die Diva. Wenn alle in Hysterie verfallen, einander nachplappern, sich unterwürfig verhalten angesichts scheinbarer Sachzwänge, muss sie kühlen Kopf bewahren. Wenn alle die Resignation predigen, wenn überall die Glocken zum Kompromiss läuten, dann muss die Diva aber wiederum die Möglichkeit des scheinbaren Irrsinns nicht scheuen, das wilde Sprechen, die Zerstörung, die Laune, den amor fati in die Szene einführen, ohne zu wissen, was daraus werden wird. Sie garantiert gegen die Sicherheit des Mediokren, die nicht einmal wirkliche Sicherheit ist, nur ein weitergegebenes Etikett, auf dem "Sicherheit" draufsteht.

Dichtys sind natürlich irgendwie keine Diven, sondern in ihrer Nachdenklichkeit (hoffentlich) naturalberne Figuren. Wir müssen da durch, stehen wir doch berufshalber notwendig außerhalb der Gesellschaft. Sollen wir auch – um anders sprechen zu können, um die Sprache verändern können; nicht kreativ oder planlos, sondern nach genauestem Studium der Sachlagen in allen möglichen Bereichen. Man sieht uns unsere selbstgemachten Haarschnitte und abgewetzten Billigschuhe nach, und das sei auch zugeraten. Wir sind der Schlüssel zu eurem Schloss.

“Brich nur weiter das gelobte Brot” schreibt Lavant 1956 in “Die Bettlerschale” und darin sind so viele Töne. Mit dem “gelobten Brot” könnten wir 2024 ganz banal die Lebenswirklichkeit verknüpfen, dass es schwer geworden ist, gutes Brot zu finden, während die Supermärkte damit werben, dass sie ihre gefrorenen Teiglinge den ganzen Tag lang frisch aufbacken. Als Städterin kann ich damit leben, doch wie ein Wunder stelle ich fest, dass das wirklich gute Brot gut eine Woche hält, und noch wenn es trocken ist schmeckt wie ein ganzer Wald voller Vogelgesang. Bzw. wie ein Weizenfeld voller Vogelgesang. Aber die populäre Massenproduktion – standardisiert, wollte ich schreiben, aber auch die traditionelle Brotkunst ist genau und nicht kreativ oder beliebig. Das mit dem gelobten Brot darf nicht kitschig missverstanden werden, Landwirtschaft war immer hart, Höfe haben sich in ihrer Kultur immer unterschieden, in der europäischen Ethnologie werden sie mal idealisiert und mal schwarzgemalt, in Wirklichkeit wie immer gemischte Sache. Menschheit war ganz bestimmt nie besser und nie schlechter, durchschnittlich aufgerechnet, als heute. Spezifischer mediengeschichtlich und noch spezifischer sprachgeschichtlich ist aber interessant, wer wie das Verständnis hatte, jenseits von ererbter, formalisierter Macht, aus dem heraus sinnvolle Veränderungen möglich werden. Wenn die Aufklärung, auch die Maria Theresianische Förderung der Verbesserungsvereine, in mancher Hinsicht als der Anfang einer sehr fatalen Verbesserungswut anzusehen ist, so hat sie mit der Einführung der Schulpflicht ihr eigenes Korrektiv mitgeliefert. Wenn, wie Hans Kohn über Martin Buber, ihn zitierend, schrieb (und ich wiederum zitiere das alles nach einer Anstreichung von Paul Celan, präsentiert in einem Aufsatz von Axel Gellhaus), “das Sinnbild Gottes, mit dem ihn der menschliche Geist erfasst”, immer näher (herznäher) angesiedelt wird (“der es vor fünftausend Jahren in den Sternen schaute, erblickt es heute im Auge des Freundes”), so liest es sich nach Walter Benjamin (Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduktion) als Kommodifikation und ist auf jedenfall eine Horizontverengung. Die technologische Näherrückung bringt ja nicht mit sich die Fähigkeit, mit Fremdem und Fernem umzugehen. Aus meiner Sicht ist es aber weder eine Begrüßung der neuen Nähe, noch auch ein Bedauern des Verlusts einer derartigen Lesbarkeit der Sterne, die Celan zur Anstreichung bewegt, sondern die gedankliche Überbrückung der Distanz, die zugleich eine Wahrnehmung, ein Zurkenntnisnehmen der Distanz ist – nicht ihre Eingemeindung,

Überwindung, Eroberung oder Auffüllung. Auch bei Lavant, die aus anderen Gründen eine Aussenseiterin der Gesellschaft war, kann und darf die nachträgliche Anerkennung nicht distanzlos werden. Celan zieht in seiner Anstreichung die Verbindung zum Gedicht "Windgerecht" aus "Sprachgitter", in der es "Die Stimmen:" sind, die "windgerecht, herznah, brandbestattet" erscheinen. Wenn es bei Paul Celan zentral um das Thema des Schreibens oder Weiterschreibens in deutscher Sprache geht, nachdem es dazu gekommen ist, dass das System deutsche Sprache das bewusste Ignorieren und Absehen von Konzentrationslagern, Zwangsarbeit, Verfolgungen und Denunziationskultur beinhaltet, dann ist Distanz keine mit ja oder nein beantwortbare, ja überhaupt keine beantwortbare Frage. Die Unmöglichkeit, auf die selbe Weise weiter zu schreiben, hat mit diesen Stimmen zu tun und der Notwendigkeit, die Strecke offenzuhalten, die Wellenlänge bereitzustellen, auf der sie – die Toten – denen mithilfe von Anwendungen der deutschen Sprache, auch Schriftsprache, schon zu Lebzeiten ihr Leben genommen wurde – zugleich nah und fern den Schmerz beantworten können. Nur sie können antworten. Diese Sprache, auch Schriftsprache, ist es aber auch, die Christine Lavant ein volles Leben, eine Kommunikation mit fernen Menschen erlaubte. Es hätte auch Englisch oder Chinesisch sein können. Wie man sich auf einen neuen Menschen einlässt, so auch auf eine neue Sprache, und wenn es möglich wird, dabeizubleiben, eröffnen sich dadurch neue Welten. Die Sprache, die in einer Funktion Todesurteile in hohnvoller Sprache formulierte und performierte, war und ist dieselbe Sprache, die Kindern und Jugendlichen einen Ausweg aus ihrem dumpfen, hoffnungslosen, kleinkarierten Zuhause verschafft. Diese Spannung kann nicht weggeputzt werden, die Sprache ist die beste, vieldeutigste, liebenermöglichendste Art von Denk- und Mahnmal, die wir haben, weil wir sie nicht unter Kontrolle haben. Sowohl Celan als auch Lavant gingen mit der Sprache extrem vorsichtig, ja hypersensibel um, hyperaufmerksam auf jede Nuance und Neigung. Diese Genauigkeit gibt der Fachfrau, dem Fachmann Halt, und festigt sieh gegen die immer anbrandende Ignoranz und Achtlosigkeit der alltäglichen Geschäftigkeits- und Geschäftstüchtigkeitsprache. Dank ihr kann man sich in der schmalen Ritze zwischen Psychose und Hochfunktionalität eine durchaus stabile Arbeitsform erbohren und erblühen. Die Blume, aus dem Asphalt gestampft, das war kein leeres Versprechen. Ohne Empfängern aber bleibt sie ein Gespenst.



Brich nur weiter das gelobte Brot schreibt Lavant, in einem Ton, dessen Stoßrichtung man auf Antrieb nicht recht einordnen kann. Brot soll man ja brechen, da das Schneiden die Krume anders desorganisiert, und dies als Symbol für das gesellschaftliche Umfeld des Brotbrechens gelesen wird. Eine dieser physischen Metaphern, die ein Eigenleben anzunehmen scheinen. Was ist die Drohung in diesem Ton? Wird hier etwa an der Stelle von "Brot" auch der "Krug" als Echo gehört, der so oft zum Brunnen geht, bis er bricht?